



ÖKOLOGIE

Safari am Oderdeich

Bühne frei für Wildpferd, Luchs und Wisent: Naturschützer wollen ganze Landschaften in Europa wieder in Wildnis verwandeln – große Herden urtümlicher Grasfresser sollen Touristen anlocken.

Verwundert weichen die Pferde zurück, als das Gattertor vor ihnen aufgeht. Aber hinter ihnen rücken Treiber heran und fuchteln mit den Armen. Dann doch lieber hinaus in die Freiheit? Nach kurzem Zaudern sprengt die Herde davon, verabschiedet vom Applaus der Zuschauer. „Habt ein gutes Leben!“, ruft eine Frau den Tieren hinterher.

Diego Benito hofft nun vor allem, dass die Neulinge in seinem Revier sich rasch vermehren. Er will hier ordentlich Hufe donnern hören. „Diese Retuerta-Pferde sind die wildesten, die wir noch haben“, sagt er. „Sie zogen mal in großen Herden durch Spanien.“ Kaum 200 Exemplare sind noch übrig.

Benito, ein kompakter Wildhüter mit Stoppelbart, kümmert sich um das Naturschutzgebiet Campanarios de Azaba. Das ist die neue Heimat der 24 Retuertas, die er gerade freigelassen hat: gut 500 Hektar umzäuntes Hügelland im Westen des Landes, an der Grenze zu Portugal.

Früher trieben die Bauern im Herbst ihre Schweine zum Fressen in die Eichen-

haine. Aber das lohnt sich kaum mehr. Deshalb übernehmen nun die Pferde das Terrain, im Verein mit ausgewilderten Rindern und einem Wolf, der sich gelegentlich hier sehen lässt. Auf menschliche Hilfe dürfen sie nicht mehr zählen: Wer krank wird, stirbt; wer kein Futter aufreibt, verhungert. Wer nicht schneller rennt als die Wölfe, wird gefressen.

Hier soll eine Wildnis entstehen, wie es sie in Europa kaum noch gibt.

Eine Gruppe Forscher um den niederländischen Naturschutzexperten Frans Schepers hat ein historisches Experiment begonnen. Im Mittelpunkt steht die Wiederkehr der großen Grasfresser, wie sie vor Urzeiten den Kontinent bevölkerten: Wildpferde, Wisente und Rothirsche – auf Trab gehalten von Luchsen, Bären und Wölfen. Um die spektakulären Säuger herum soll die größtmögliche Artenvielfalt erblühen: Käfer, Geier, Kröten, Schlangen. Alles, was menschlichem Tun einst weichen musste, ist nun wieder erwünscht.

Naturparkbetreiber und Aktivisten in ganz Europa wollen mitmachen. Sechs

Areale sind bereits ausgewählt, darunter das Donaudelta, die rumänischen Karpaten und das kroatische Karstgebirge Velebit (siehe Karte). In jedem dieser Gebiete soll die Natur, soweit es geht, in den Zustand der Wildheit zurücksinken.

„Rewilding Europe“ nennt sich das Projekt. Mit im Bund sind etliche Naturschutzorganisationen, darunter der WWF. Zum Startkapital hat eine Lotterie in den Niederlanden gut drei Millionen Euro beigesteuert.

„Von unseren Pilotprojekten sind die Campanarios in West-Iberien am weitesten gediehen“, sagt Schepers. Hier weidet eine kleine Herde schwarzbrauner Rinder von urtümlichem Wuchs: hoch die Schultern, schmal der Kopf. Entfernt sehen sie dem wilden Auerochsen ähnlich, dem Urahn fast aller Hausrinder. Einst graste er in ganz Europa. 1627 starb das letzte Exemplar in Polen. Eine Rückzüchtung soll nun Tiere hervorbringen, die dem Original so nah wie möglich kommen.

Mit dem Auerochsen verschwanden damals die meisten freilebenden Großsäu-



GRZEGORZ LESNIEWSKI / WILD WONDERS OF EUROPE / REWILDING EUROPE

Freilebende Wisente in Polen Mit dem Wildbret Geld verdienen

der der „Rewilding“-Bewegung. Es ist wenig los in der Landschaft, sie kommt ihm flächenweise wie ein leeres Theater vor: „Bühnenbild, Licht, Requisiten, alles da – aber die Akteure fehlen.“

Das Ensemble soll wieder auf die Bühne, das ist die Vision. Dann wird hoffentlich auch das zahlende Publikum kommen.

Eines Tages müssen die Leute vielleicht nicht mehr in die Serengeti reisen, um Huftierherden beim Grasens und Beutegreifer beim Jagen zu bestaunen. Stattdessen sehen sie sich beispielsweise Wisente im kroatischen Velebit an. Dort sollen nächstes Jahr die ersten dieser Rinder im Grasland ausgewildert werden.

Geht alles gut, kommen irgendwann vielleicht sogar die Jäger zum Schuss. In den Kerngebieten wird es sicher jagdfreie Zonen geben, aber wenn sich die Tiere ins Umland wagen, täten sie dies auf eigenes Risiko. Mit dem Wildbret könnten die Anwohner wiederum Geld verdienen.

Selbst in Mecklenburg-Vorpommern regt sich schon die Hoffnung auf Safari-Touristen: Rund ums Oderdelta wollen Naturschützer mehr Wildnis wagen. Bei „Rewilding Europe“ ist das Gebiet gerade in den Kandidatenstatus aufgerückt. Wo die Oder in die Ostsee mündet, erstreckt sich ein urwüchsiger Landstrich, zu dem auch Teile der Insel Usedom und das Stettiner Haff zählen. Dort gibt es bereits mehrere Schutzgebiete.

„Wir sind auf einem guten Weg“, sagt Ulrich Stöcker von der Deutschen Umwelthilfe, die das Projekt vorgeschlagen hatte. „Sogar Seeadler und Kegelrobben lassen sich hier inzwischen wieder sehen. Und drüben in Polen grasen Wisente.“

In ein paar Jahren könnten auch diesseits der Grenze die Zottelrinder umherschweifen, nebst Wildpferden, Rothirschen und Elchen. Zunächst aber will Stöcker eine Machbarkeitsstudie erstellen lassen. Es geht dabei vor allem um mögliche Einnahmen durch Besucher. Nur so könnten die privaten Landeigner zum Mitmachen bewegt werden.

Der Ökotourismus verspricht gute Geschäfte, jedenfalls nach den jüngsten Zahlen aus den USA: Die Amerikaner haben im Jahr 2006 mehr als 45 Milliarden Dollar für das „Wildlife Watching“ ausgegeben, Ausrüstung, Unterkunft und Verpflegung inbegriffen. Allerdings wartet die amerikanische Natur auch mit spektakulären Kulissen auf. An den Schauwert des Yosemite-Nationalparks werden

ger aus der Alten Welt. Es sei Zeit, findet Schepers, die Megafauna zurückzuholen.

Die Gelegenheit scheint günstig, denn die Menschheit weicht hie und da zurück. Schon sind weite Landstriche fast verlassen – zu abgelegen, zu schlecht die Böden, zu steil die Hänge. „Viele kennen aus dem Urlaub diese Dörfer, in denen nur noch alte Leute leben“, sagt Schepers.

Mehr als 120 000 Quadratkilometer dürften in den nächsten Jahrzehnten europaweit aufgegeben werden, schätzt das Institute for European Environmental Policy (IEEP). Das ist eine Fläche größer als Bayern und Niedersachsen zusammen. Kulturlandschaften lassen sich oft nur noch erhalten, indem die letzten Bauern vor Ort fürs Mähen von Wiesen bezahlt werden.

Große Pflanzenfresser könnten das kostenlos erledigen. Ihre schiere Gefräßigkeit, glaubt Schepers, würde flächenweise verhindern, dass das Land verbuscht und verwaldet – im Verein mit anderen Naturkräften wie Feuer, Sturm und Borkenkäfer, sofern man deren Wirken zulässt. „Wir hätten dann ein Mosaik offener, parkartiger Landschaften mit vielfältigem Bewuchs.“

Aber ist das Wildnis? „Natürlich“, sagt Schepers. „In Europa herrscht der Glaube, Wildnis sei Wald. Das ist Unsinn. Es gab auch Steppen und Tundra, Auen und offenes Grasland. Und zwar schon lange bevor der Mensch die Wälder rodete.“ In vielen Gegenden hat in der Tat wohl

die Tierwelt für freien Blick gesorgt. Der Wisent zum Beispiel, ein Verwandter des Amerikanischen Bisons: Er gilt als Waldtier; seit dem Frühjahr zieht eine kleine Herde durch die Nadelförste des Rothaargebirges. In Wahrheit aber sei der Wisent, davon ist Schepers überzeugt, ein Bewohner offener Landschaften wie der Bison. „Der Wald war nur der letzte Lebensraum, den wir ihm gelassen haben“, sagt Schepers. „Soll der Wisent selbst entscheiden, und wir werden sehen, was geschieht.“

Ähnlich steht es um den Rothirsch, er bevorzugt grasige Steppen. Nur der stete Jagddruck hält ihn davon ab, sich ins Freie zu wagen.

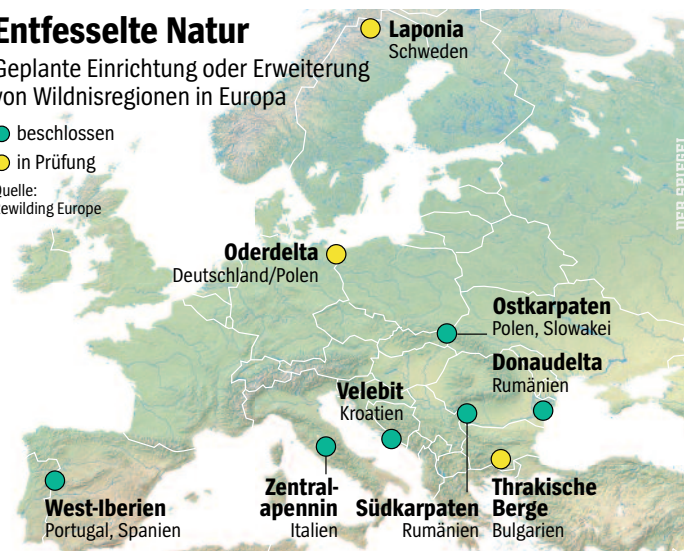
Die offene Natur mute mitunter geradezu entvölkert an, sagt der schwedische Fotograf Staffan Widstrand, ein Mitgrün-

Entfesselte Natur

Geplante Einrichtung oder Erweiterung von Wildnisregionen in Europa

● beschlossen
● in Prüfung

Quelle:
Rewilding Europe



die Niedermoore an der Oder nicht ganz herankommen.

Die Naturschützer hoffen dennoch auf ordentliche Einkünfte. In den spanischen Campanarios ist dafür schon einiges ins Werk gesetzt: Touristen können hier für 50 Euro am Tag Schwarzstörche beobachten oder Geier, die das Fleisch verendeter Pferde kröpfen. Und es gibt eine komfortable Herberge, in der abends Essen aus der Region serviert wird.

Das Terrain ist noch recht klein für eine echte Wildnis, aber es liegt inmitten einer weitläufigen Gegend, in der sich die Landwirtschaft kaum mehr lohnt. Sollte der Wildtiertourismus gutes Geld bringen, könnten angrenzende Ländereien den Campanarios wie von selbst zufallen.

Unterdessen kümmert sich Diego Benito um die Artenvielfalt im Gebiet. Vor allem der fast ausgestorbene Iberische Luchs soll hier wieder heimisch werden. Freilich benötigt die Raubkatze eine Grundversorgung mit Kaninchen, an denen es in Spanien weithin mangelt; Seuchen dezimierten die Bestände. Benito ließ einmal 450 Kaninchen gleichzeitig frei. „Wenige Wochen später waren sie fast alle verschwunden“, sagt er. Füchse, Marder und Greifvögel hatten sich wohl bedient.

In einer fremden Umgebung hoppeln Kaninchen ein paar Tage herum, bis sie orientiert sind. Erst dann graben sie sich Bauten zur Zuflucht. So viel Zeit ist ihnen aber selten vergönnt. Deshalb hat Benito an einigen Stellen Getreide für die Nager angebaut und in der Nähe Plastikrohre vergraben als Behelfsunterkunft – alles, damit die Neulinge die kritischen ersten Tage überleben. Die Wildnis entsteht nicht immer von allein.

Auch empfiehlt sich sorgfältiges Casting für die Tiere, die hier leben sollen. Wo eines Tages Luchs und Wolf lauern, sollte man nicht Rinder von der Treuherzigkeit einer Milchkuh hinstellen. Gefragt ist eher der Typ des Auerochsen: laufstark und

mit einem Gehörn bewehrt, das austeilen kann. Auch deshalb werden in den Campanarios Rinder nach dem Vorbild des mythischen Paarhufers gezüchtet: Sie sollen nicht nur Urtümlichkeit darstellen, sondern auch dem Druck der Räuber standhalten. „Als Nächstes kreuzen wir Rassen ein, die noch gute Wildtierreflexe besitzen“, sagt Ronald Goderie von der niederländischen Taurus-Stiftung, die das Rückzüchten betreibt.

Nicht jeder allerdings teilt die Vorstellung der Aktivisten, wie eine echte Wildnis beschaffen sein sollte. „Das sieht mir eher wie ein Zoo aus“, sagt Christof Schenck, Direktor der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt. Der Biologe würde lieber die verbliebenen Reste halbwegs wilder Natur besser schützen – und das seien nun mal vor allem die alten Wälder mit ihrer einzigartigen Fauna.

In der Tat lieben sehr viele Tiere absterbende Bäume, Totholz und Moder aller Zersetzungsgrade. Da wäre zum Beispiel die Hohltaube. Sie lässt sich ausschließlich in Höhlen nieder, die der Schwarzspecht in uralte Stämme gemeißelt hat. In ihrem Gefolge bringt sie den kleinen grauen Glanz-Knochenkäfer mit, der wiederum ausschließlich im Holzmulm unter den Nestern der Hohltaube lebt. Dort ernährt er sich bescheiden von zerfallenden Federn. „Das sind doch die wahren Storys“, sagt Schenck.

Freilich ist der Glanz-Knochenkäfer kein großer Charismatiker. Aber eben die Verengung des Blicks auf die telegenen Großsäuger im Serengeti-Format ist es, die dem Biologen nicht behagt.

Außerdem glaubt Schenck nicht, dass die Grasfresser auf Dauer das Verwalten großer Flächen unterbinden können. „Unsere Hirsche und Wildschweine sind ja auch tüchtige Arbeiter, und trotzdem kriegen sie in echten Urwäldern den Baumbestand nicht weg.“

Aber ganz gleich, welches Bild sich die Experten von der Vergangenheit machen:

Einigkeit besteht darin, dass es an der Zeit sei, verschiedene Ansätze einfach mal auszuprobieren.

Auch Christof Schenck plädiert für einen radikaleren Begriff von Wildnis. Er wünscht sich mehr Zonen, in denen der Mensch Feuer und Sturm, ja sogar die Invasionen des Borkenkäfers ergebnislos hinnimmt – allein das schon würde die Wälder immer wieder öffnen und auslichten.

Fünf Prozent der Forstfläche sollten dafür dem Wirtschaften entzogen werden; so hat das auch die Bundesregierung längst beschlossen. Bislang liegt der Wert freilich noch unter zwei Prozent.

„In nutzungsfreien Zonen könnten wir lernen, wie ein wildes Ökosystem überhaupt funktioniert“, meint Schenck. „Wir wissen ja fast alles nur aus der bewirtschafteten Natur.“

Zum ungebändigten Leben gehört aber auch der Tod, das wenig erbauliche Dahinsiechen, Verhungern und Verröcheln der Tiere – vielleicht die größte Herausforderung fürs Publikum.

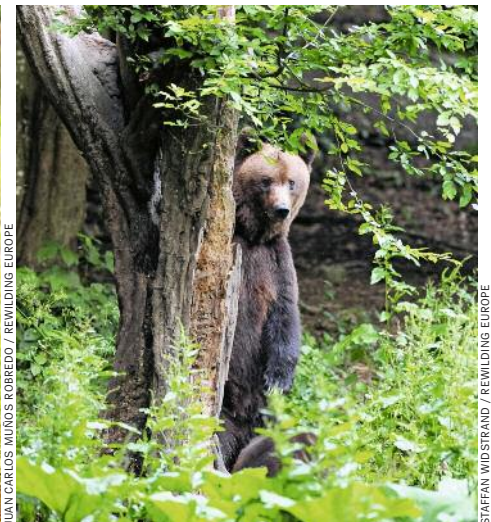
In den Niederlanden, nur 35 Kilometer von Amsterdam entfernt, weiden seit bald drei Jahrzehnten große Herden freilebender Pferde und Rinder. Oostvaardersplassen heißt das umzäunte Poldergelände. Es ist zu klein, um eine echte Wildnis hervorzubringen. Aber es ist groß genug, um zu zeigen, worauf sich die sentimentalere Tierliebe gefasst machen muss.

Im Winter reicht die Nahrung selten für alle. Die Grasfresser verenden zu Hunderten – an sich ein natürlicher Vorgang. Doch weil es im Oostvaardersplassen noch keine großen Raubtiere gibt, kann sich das hinziehen. Das Fernsehen zeigt entkräftete Tiere, die an den Zäunen kauern. Tierschützer protestieren.

Es gibt jetzt eine Lösung: Jäger schießen die Tiere, die absehbar nicht über den Winter kommen.

Auch eine Art Safari.

MANFRED DWORSCHAK



Pferde in West-Iberien, Braunbär in den Südkarpaten: Zum ungebändigten Leben gehört auch der Tod